



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> frühe und hohe Mittelalter bis zum Ausgang der Staufer : die Kunst des romanischen Stils / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

1. Kapitel. Frühromanische Baukunst. Zeit der Ottonen und ersten Salier

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96180)

Erstes Kapitel.

FRÜHROMANISCHE BAUKUNST. ZEIT DER OTTONEN UND DER ERSTEN SALIER.

Zwischen den zwei großen Rezeptionen, der antikischen im 9. und der gotischen im 13. Jahrhundert, bewegt sich in ruhig aufsteigender Entwicklung, von außen wenig beeinflußt und ohne Veränderung der inneren Richtlinien, die Baukunst des romanischen Stils. Der romanische Stil ist aufgebaut aus spätantikem Formenmaterial, dennoch nicht ein Abkömmling der Antike; sein innerer Sinn, seine seelische Form, alles was in ihm lebendiges Wachstum ist, empfing er von den germanischen oder mindestens mit germanischem Blut reichlich durchsetzten Völkern Mitteleuropas. Der Name »romanisch« ist eine der vielen mißglückten Wortprägungen, mit denen die Kunstgeschichte belastet ist. Er wurde im Jahre 1820 von einem französischen Gelehrten erfunden, der damit eine Analogie zu den romanischen Sprachen ausdrücken wollte, in welchem Vergleich aber mehr Falsches als Wahres enthalten ist. Nicht von den Völkern des Mittelmeeres, sondern, um es noch einmal zu sagen, vom germanischen Norden ging der zeugende Lebensstrom aus. Allein der Name hat sich eingebürgert, und es wäre aussichtslos, ihn durch einen anderen ersetzen zu wollen. — Die Umbildung ging bei einem jeden der im Abendlande vereinigten Völker in anderer und besonderer Weise vor sich. Wir betrachten hier allein seine deutsche Erscheinungsform. Zu dieser haben die Deutschen nichts Einzelnes, das schon vorher bei ihnen fertige Gestalt gehabt hätte, beigetragen; aber zugleich haben sie von dem ihnen Überlieferten nichts angenommen, ohne es sich nach und nach geistig zu unterwerfen, ihm einen andern Gefühlswert zu geben und alsbald auch seine Gestalt zu verändern. Es ist ein geistiger Zeugungsprozeß, bei dem man das deutsche Element das männliche, das antike das weibliche nennen mag. Verglichen mit der stark zersplitterten Entwicklung bei den romanischen Völkern, erscheint die deutsche einheitlich. Es fehlt nicht an landschaftlichen Unterschieden, aber dieselben sind doch

nur geschwisterliche Varianten eines Familientypus. Und ebenso fehlt nicht ganz der Verkehr mit dem Ausland, und manche neue Lehnformen kommen zu den in der grundlegenden karolingischen Rezeption erworbenen noch hinzu, aber sie sind gleichsam nur Randbemerkungen: das Entscheidende und Aktive ist die unverbrauchte, naive, immer mehr sich ihrer selbst bewußt werdende Naturkraft des deutschen Genius. Der romanische Stil kennt keine Systematik. Er entwickelt sich nicht von einem organischen Ideenzentrum aus (wie etwa die Gotik oder die Renaissance). Deshalb läßt sich für seinen Beginn auch keine bestimmte Grenze festsetzen; man kann nur sagen, daß er auf einzelnen Punkten seines Wesens schon unter den Karolingern in Bewegung kam.

Dürfen wir doch vielleicht den Versuch machen, aus den neu hinzukommenden Triebkräften vereinfachende Begriffe abzuziehen, so würden wir sagen, es habe sich gehandelt in der Raumgestaltung um Gliederung und Rhythmus, beim Baukörper um Erstarkung des Gefühls für den Ausdruckswert der Masse und ihre plastische Durchbildung. Damit stellt sich der romanische Stil zum spätantiken, soviel immer er an Einzelheiten aus ihm herübernimmt, ausgesprochenermaßen in einen Stimmungsgegensatz, der sich schon geltend machen kann, wo in morphologischer Hinsicht noch keine Veränderungen eingetreten sind.

Soviel Neues der romanische Stil hervorbrachte, wesentlich blieb dabei immer die Beharrungstendenz der Grundformen. Die überlieferten Schemata des Zentralbaus und der Basilika waren für den Kirchenbau das schlechthin Selbstverständliche, mit ihnen war der Umkreis des Möglichen abgeschlossen. Und daß die romanische Architektur wesentlich Kirchenarchitektur ist, braucht nach allem, was wir in der Einleitung gesagt haben, nicht mehr besonders hervorgehoben zu werden.

In der Stellungnahme zum Zentralbau lag, wie wir wissen, ein Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen morgenländischer und abendländischer Bausitte. Das Abendland hatte für ihn nur einen engen Kreis von Zwecken übriggelassen. In der deutsch-romanischen Kunst glauben wir ein erhöhtes Wohlgefallen an ihm zu erkennen. Allein die festen Schranken der Sitte ließen sich nicht durchbrechen. Unbedingt der zentralen Anlage vorbehalten waren nur die Baptisterien, die in der Frühzeit auch in Deutschland bei bischöflichen Domkirchen nie, höchstens ausnahmsweise, fehlten, auch bei größeren Klosterkirchen mehrfach nachgewiesen werden können*. Wir nennen als Beispiel aus dem 11. Jahr-

* Viel zu weitgehende Folgerungen sind irrtümlicherweise aus dem Beschluß einer bairischen Synode vom Jahre 799 gezogen worden, wonach für jeden Pfarrbezirk eine Taufkirche verlangt wurde; gemeint ist hier nicht ein Baptisterium im technischen Sinne, sondern überhaupt nur ein Kirchengebäude mit Taufvorrichtung. Nach altem Kirchenrecht war allein der Bischof zum Taufen berechtigt. Bei dem räumlichen Umfang der deutschen Diözesen war diese Beschränkung aber unhaltbar. In unserer Epoche dürfte mindestens jede Mutterkirche taufberechtigt gewesen sein.

hundert die 1812 abgebrochene Taufkirche des St. Cassius-Münsters in Bonn, eine Rotunde mit innerem Umgang auf gekuppelten Säulen, ähnlich Sta. Costanza in Rom (Abb. 83). Eine andere Klasse bilden die Rotunden, die als Nachahmungen des Hl. Grabes in Jerusalem galten: Beispiel Drüggelte in Westfalen. Wichtiger ist, daß zuweilen auch die Hauptkirchen von Klöstern die zentrale Form wählten. Der Einfluß Aachens wird mehrfach durch die Schriftquellen bezeugt; am deutlichsten ist er in der Kirche des Nonnenklosters Ottmarsheim im Oberelsaß. Daneben ist für die Frühzeit die Annahme morgenländischen Einflusses nicht abzulehnen, so z. B. in der (abgebrochenen, doch in den Fundamenten aufgedeckten) Stiftskirche zu Wimpfen am Neckar. — Zentralbauten von künstlerischer Originalität werden wir erst im 12. Jahrhundert antreffen. In der frühromanischen Epoche lag ihre Bedeutung nicht sowohl in der Entwicklung neuer Formgedanken als darin, daß sie die Übung in der Gewölbetechnik erhalten halfen.

Alles Neue, was der romanische Stil auf dem Gebiete der Raumdisposition emporbrachte, ging von der überlieferten Grundform der Basilika aus. Die Zahl der Variationen ist groß. Betrachten wir zunächst den Grundriß allein, so ergeben sich die folgenden Haupttypen:

1. Der reine Longitudinalbau (Beispiel Abb. 43).
2. Hinzufügung eines Querschiffs, an das sich unmittelbar die Altarapsis anschließt (Abb. 32).
3. Die Figur des lateinischen Kreuzes (Abb. 36).
4. Die doppelchörige Anlage (Abb. 30).
5. Erweiterung derselben durch Verdoppelung des Querschiffs (Abb. 41).

Der erste Typus ist der übernommene altchristliche; er war der vorherrschende in Süddeutschland.

Dem zweiten folgt die Mehrzahl der karolingischen Kirchen; zum letztenmal zeigt er sich am Straßburger Münster um 1020. Die normale Lage des Querschiffs ist im Osten. Die anormale im Westen, stets verbunden mit Verdoppelung des Chors, trat zuerst in Fulda auf und nahm von dort ihren Weg nach Mainz (Dombau von 978, Abb. 137) und vermutlich von dort nach Augsburg (994, Abb. 37), Bamberg und Regensburg.

Der dritte zeigt sich zuerst auf dem Grundriß für St. Gallen von 820 (vgl. S. 50). Die Zwischenglieder für den Übergang in die romanische Zeit sind verloren gegangen (hypothetisch kann als solche Corvey an der Weser angesehen werden). Schon im 10. Jahrhundert findet er sich in Sachsen. Meist in Verbindung mit der Aufteilung der ganzen Grundfläche in Quadrate. Das zentrale Quadrat im Kreuzesmittel wird im Hochraum durch vier Bögen begrenzt und dadurch der Aufmerksamkeit des Beschauers empfohlen, wie auch im Langhaus die Stützen so verteilt

sind, daß immer eine auf die Ecken des Quadratnetzes fällt. Die ausgebildete Form des lateinischen Kreuzes findet sich nur in Deutschland.

Dasselbe gilt vom Westchor. Er tritt zuerst auf in Fulda und in St. Gallen. In der frühromanischen Epoche hat er am Rhein und in Norddeutschland keiner Kloster- und Domkirche gefehlt, seltener war er in Süddeutschland, ganz abgelehnt wurde er nur am Oberrhein (Dome von Straßburg und Speier) und vom Ende des 11. Jahrhundert ab in den zahlreichen Kirchen der Hirsauer Gemeinschaft. Die vereinzelt spätromanischen und frühgotischen Westchöre (Mainz, Worms, Bamberg, Naumburg) gehen auf ältere Gründungen zurück. Ein Spätling die Sebalduskirche in Nürnberg. Besondere Pflege genossen die Westchöre am Niederrhein und in Westfalen, wo sie gern durch Emporen zweigeschossig geteilt sind. Sehr mannigfaltige Lösungen kamen dabei zustande, denen wir hier nicht nachgehen wollen.

Für Verdoppelung des Querschiffs gilt als ältestes Beispiel die unter dem Abte Angilbert, einem Schwiegersohn Karls des Großen, erbaute Klosterkirche Centula in der Pikardie; sie ist zerstört und die Schlußfolgerungen aus den Schriftquellen sind nicht zweifelsfrei. Im westfränkischen Reich kommt diese Anlage sonst nicht vor. In Deutschland ist sie für den Kölner Dom durch eine Miniatur aus der Wende des 10. Jahrhunderts bezeugt; ob sie auf den Gründungsbau um 800 zurückgeführt werden darf, bleibe dahingestellt. Am Dom zu Münster gehört sie wahrscheinlich der Ottonenzeit an; sicher ist diese Zeitstellung bei St. Pantaleon in Köln, St. Michael in Hildesheim und der Klosterkirche Gandersheim; das einzige süddeutsche Beispiel ist die Hauptkirche des Klosters Reichenau.

In der Natur der sakralen Baukunst liegt es, konservativ zu sein. Indem sich mit dieser Neigung in der Spätantike die große Müdigkeit verband, die damals die allgemeine Lebensstimmung niederdrückte, war jener vielhundertjährige Stillstand in der Kirchenbaukunst eingetreten, von dem wir früher gesprochen haben. Von diesem Hintergrunde hebt sich die Regsamkeit des 9. und 10. Jahrhunderts in der Erweiterung und Vermannigfaltigung des überkommenen Grundrisses doppelt lebendig ab. Sicher kommt dabei ein neues Kunstwollen ins Spiel, doch hätte dieses allein nicht genügt, es müssen bestimmte sachliche Wünsche des Gottesdienstes und vielleicht noch allgemeinere Ursachen das Programm dazu gegeben haben. Beachten wir zuerst dieses: die altchristlichen Basiliken waren Stadtkirchen gewesen; sie hatten große Volksmengen aufzunehmen; auf der Gegenüberstellung der Gemeinde und der um den Altar versammelten Priester und Sänger beruhte die innere Anordnung. Dagegen ist in Deutschland der maßgebende Typus im karolingisch-ottonischen Zeitalter die Klosterkirche. In diesem noch rein agrarischen, schwach besiedelten, mit Bischofssitzen im Verhältnis zum Süden ganz spärlich

ausgestatteten Lande wäre zur Aufführung von Kirchenbauten größeren Maßstabes und monumentalen Strebens fast kein Anlaß gewesen, hätten ihn nicht die erstaunlich schnell sich vermehrenden Kloster- und Stiftskirchen gegeben. Sie waren die Lehrstätten nicht nur der Landwirtschaft, sondern auch aller technischen Gewerbe und deckten damit die Bedürfnisse, die später dem städtischen Wirtschaftsleben zufielen. Noch mehr bedeuteten sie als Zufluchtsstätten eines vom Bedürfnis freien geistigen Lebens. Nur hier konnte die Baukunst den ihr als Kunst so notwendigen Charakter des idealen Überflusses annehmen. Die ganz großen Klöster besaßen gewöhnlich ein besonderes Gebäude für den Pfarrdienst der Laiengemeinde, in den andern wurde derselbe in die Klosterkirche aufgenommen, doch nur so, daß ihm kein großer Platz eingeräumt ward, weshalb es nichts auf sich hatte, wenn das Langhaus so zusammenschrumpfte, wie es durch die Verdoppelung der Chöre und Querschiffe geschah. Es gab Klöster mit 200 und 300 Mönchen, und diese waren Tag und Nacht in der Kirche beschäftigt. Außer dem Chordienst kam die Besorgung der zahlreichen Nebentäle in Betracht. Auf dem St. Galler Bauriß sind ihrer 16 vorgesehen. Einer für St. Paulus in der Ostapsis, einer für die hl. Jungfrau und St. Gallus im östlichen Chorquadrant, einer für St. Petrus in der Westapsis, zwölf auf das Querschiff und die Seitenschiffe verteilt, alle mit Schranken umgeben, die Räume unter der Vierung und vor der Westapsis als Psallierchöre ausgesondert. Den Laien verblieb danach nur das Mittelschiff, wo sie vor dem Altar des hl. Kreuzes sich sammelten. So war das Innere gewissermaßen in eine Summe von Kapellen aufgeteilt, vier Fünftel der Grundfläche den Mönchen vorbehalten. Ebenso sind die Emporen als Kapellen aufzufassen. Sankt Michael in Hildesheim hatte an jedem Ende seiner zwei Querschiffe zwei Emporengeschosse und in jedem einen Altar. In der Nonnenstiftskirche zu Essen wurde der Westchor von einer dreigeschossigen Empore konzentrisch umgeben (Abb. 130). Ebenfalls von Emporen umgeben bei anderer Grundrißlösung in Werden a. d. Ruhr und in St. Pantaleon in Köln. Wir wollen die Beispiele nicht vermehren. —

Die im obigen betrachtete Erweiterung und Vermannigfachung des Grundrisses hatte aber noch eine zweite Bedeutung: sie gab dem Außenbau, verglichen mit der spätantiken Basilika, ein zu höchster Bedeutsamkeit verändertes Gepräge: dort alle Flächen und Linien in gleichgerichtet geradem Verlauf; hier mannigfaltige Brechung, Gruppierung, Kontrastierung, im Eindruck noch gesteigert durch den Wechsel belichteter und beschatteter Bauteile. Daran schloß sich ein weiteres: die Bewegung, die in die Baumassee gekommen war, drängte vertikal in die Höhe, ein neuartiges Bauglied wurde der Basilika einverleibt: der Turm.

Wir geben einen kurzen Rückblick über seine bisherige Geschichte. Mit dem griechischen Formgefühl war der Turm unvereinbar. Nur dort wurde er in der Antike zugelassen, wo ein bestimmter Zweck, stärker als die gefühlsmäßige Abneigung, ihn forderte; so bei den Festungs-, Signal- und Leuchttürmen. Bezeichnenderweise ist es der Orient, wo der Turm in die christliche Kirchenarchitektur eindrang. Er wurde, an den Signalturm anknüpfend, benutzt, die Stunden des Gebetes anzugeben — übrigens noch nicht durch Glocken, sondern durch Schlaginstrumente etwa in der Art des chinesischen Gongs. Die weitere Entwicklung teilte sich in zwei Linien: das mohammedanische Minaret und den abendländischen Campanile. Die Zeit der Einwanderung in Italien liegt im Dunkeln, vor dem 7. Jahrhundert sind Glockentürme hier nicht bezeugt. Im fränkischen Reich waren sie sicher im 8. Jahrhundert bekannt. Zu beachten ist, daß es sich hierbei immer nur um isolierte Glockentürme handelte, wie sie durch das ganze Mittelalter — man denke beispielsweise an den Campanile von S. Marco in Venedig oder den des Doms von Florenz — und bis in die Renaissance unveränderlich für die südeuropäische Kirchenarchitektur charakteristisch blieben. Von einem durchaus neuen Gedanken nun geht der Turmbau der germanischen Länder aus: er steht nicht neben der Kirche, sondern geht mit ihr eine körperliche Einheit ein. Durch den Gebrauchszweck, die Aufhängung der Glocken, war die Neuerung nicht gefordert; sie ist ein freier, selbstzwecklicher, eigentlichst künstlerischer Gedanke. Er entspringt demselben organischen Triebe, durch den zuvor der Grundriß seinen lebhaft bewegten Kontur empfangen hatte; er leitet gleichsam einen Überschuß an aktiver Bewegung ab, wirkt dem an die Erde fesselnden System wagerechter Linien als Symbol freier Kraft entgegen.

In Deutschland hielt der Süden — wir erkannten seine Anhänglichkeit an das Alte schon in der Seltenheit der Querschiffanlagen — an der abgesonderten Stellung des Glockenturms noch lange fest (Beispiele: Sindelfingen, Bergen, Frauenchiemsee, St. Emmeram in Regensburg). Die eigentlich romanische Fassung, d. h. die Einverleibung des Turms in den Kirchenkörper, nahm ihren Anfang am Rhein und breitete sich schnell nach Hessen, Westfalen und Sachsen aus. Es sind dieselben Landschaften, in denen die gruppierende Behandlung des Grundrisses heimisch war, und klärlich stehen die beiden Entwicklungsreihen in Beziehung zu einander. Zwei Formengattungen bildeten sich heraus: der breite, niedrige Turmaufsatz über der Vierung und die schlanken, in der Frühzeit meist runden Treppentürme mit dem Ausgang zur Empore. Die letzteren mußten notwendig eine zur Hauptachse der Kirche symmetrische Stellung einnehmen, was ja bei den isolierten Campanilen ausgeschlossen war (Beispiele Abb. 137, 138). Also mußten sie in der Zweizahl auftreten: als Osttürme zu Seiten des Altarhauses, als West-

türme neben dem Eingang. Frühe Beispiele von Osttürmen bieten Fulda spätkarolingisch, ottonisch die Dome von Magdeburg, Merseburg, Mainz, Augsburg. Die frühesten Westtürme bewachen den Eingang zum Atrium, so in Lorsch und St. Gallen, verwachsen mit der Fassade sind sie zuerst in Hersfeld (nach 831) und nach einer langen Lücke in unserem Denkmälervorrat am Münster von Straßburg (nach 1020). Die wenig jüngeren Westtürme in Tegernsee kommen in diesem Gebiet nur dies eine Mal vor. Sonst erscheinen in Süddeutschland Westtürme erst seit dem 12. Jahrhundert im Gefolge der Hirsauer Schule (das nähere unten). Am Zentralbau in Wimpfen dürften sie eine Erinnerung an Aachen sein. — Die Vorliebe des frühromanischen Stils für Verdoppelung der Chöre legte der Ausbreitung der Westtürme ein Hindernis in den Weg. Anlagen mit doppeltem Querschiff verdoppeln auch den Vierungsturm, so St. Michael in Hildesheim, der alte Dom und St. Pantaleon in Köln und wahrscheinlich auch der ottonische Dom von Mainz; die Treppentürme rücken an die Querschiffe und so entsteht eine Vielturmgruppe. Zu sehr mannigfaltigen Kombinationen führte am Rhein und in Westfalen der Westchor. Er wurde rechteckig ummantelt und darauf ein kolossaler Einzelturm gesetzt, den kleinere runde Treppentürme begleiten. In mehreren Varianten zeigt sich das an der Stiftskirche in Essen, am Dom von Paderborn, in den Klosterkirchen Freckenhorst und Brauweiler (Abb. 129, 131, 132, 135), auch der Westbau von St. Aposteln in Köln gehört in diese Reihe; das sind Nachkommen der Aachener Palastkirche, an deren barbarisch-trotzigem Kraftgefühl man seine Freude haben kann. Anders ging man an der Weser und in Ostsachsen vor. In Corvey bildete die Fassade ursprünglich eine ungegliedert hohe Masse, über der der Mittelteil als Glockenhaus emporragte; ähnlich an den Domen von Minden (Abb. 136) und Hildesheim. Später ging Sachsen zu Doppeltürmen über, zwischen die es aber ein Glockenhaus einschaltete (Abb. 146).

Fassen wir zusammen, was die Entwicklung des Grundrisses und äußeren Aufbaus uns bis jetzt gezeigt hat: Es ist, verglichen dem spätantik-frühchristlichen Schema, ein Zweifaches, eine reine Freude an der in der Masse als solcher liegenden Wucht des Ausdrucks, unmittelbar aus der Natur des Steins, dieses den Deutschen neuen Materials, geschöpft, und eine starke Empfindung für den Wert des Rhythmischen. Gegenüber dieser ganz ins Große gehenden Neubelebung des Außenbaus wird auf die Behandlung der Flächen noch kein großes Gewicht gelegt. Verglichen mit der karolingischen Zeit kann man eher von einem Rückgang sprechen. Eine so zierliche und prächtige Behandlung wie an der Michaelskapelle in Lorsch kommt nicht mehr vor. Die letzte Erinnerung an das »bunte« (*varia*) Mauerwerk der fränkischen Zeit ist die in den Rheinlanden bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts nicht seltene Sitte, rote Backsteine zwischen den Naturstein einzuschieben. Man liebte besonders Fenster- und Arkaden-

bögen damit auszuzeichnen, wollte also nicht reinen Flächenschmuck geben, sondern konstruktiv wichtige Teile als solche hervorheben. Verblendung mit Kleinquaderwerk, wie bei St. Pantaleon in Köln, oder vollends ein Großquaderwerk mit unregelmäßiger Fugenzeichnung wie an St. Michael in Hildesheim und am Westbau des Paderborner Domes, ist ein seltener Luxus, die Regel: einfache Sichtbarmachung des Bruchsteinwerks. Dabei muß bedacht werden, daß der Steinbau schon als solcher, im Gegensatze zum Holzbau der Profanarchitektur, Vorstellungen von Solidität und Würde hervorrief, die wir heute nicht mehr so unmittelbar mitfühlen können, wie es ihre damalige Wirkung gewesen sein muß. — Die Teilung der Flächen durch senkrechte, reliefmäßig vortretende Glieder ist bekannt, aber nichts weniger als eine allgemeine Forderung. Die unter den Dächern hinlaufenden Gesimse erhalten ein einfaches und derbes, wenig ausladendes Profil. Die senkrechten Glieder werden am häufigsten noch als Pilaster in antikem Sinne, sehr vereinfacht allerdings, gebildet. Daneben — im späteren Verlauf vorherrschend — tritt die auf die Backsteinarchitektur Italiens zurückgehende Lisene, d. i. ein Mauerstreifen, der ohne Kapitell mit dem Rundbogenfries sich verbindet. Den Unterschied veranschaulichen Abb. 147 und 148. Er ist im Grundsatz beträchtlich — auf der einen Seite ein System von Stützen in Flachübertragung, auf der andern umrahmte Füllungen —, aber schwerlich ist diese Epoche im einzelnen Fall sich seiner scharf bewußt gewesen.

Unsere Betrachtung wendet sich nun dem inneren Aufbau zu. Hier sind die altchristlichen Erbformen am wenigsten verändert. Dennoch wird man eine altchristliche Basilika des Südens und eine romanische des Nordens nie miteinander verwechseln können. Jene bewahrte sich, so lange sie es noch vermochte, eine gleichförmige, matte, halbklassische Eleganz, dachte allein in Flächen und Linien, diese ist körperhaft schwer und handfest und voll individuellen Lebens. An die Stelle der leichten Backsteinmauer sind schwere Bruchsteinmassen getreten. Dem entspricht der robuste Habitus der Stützen. Daher sind die Arkadenöffnungen verhältnismäßig breiter, manchmal so breit, daß der dem Bogen gehörende Abschnitt den größeren Teil in Anspruch nimmt. Die Fenster sind kleiner und weniger zahlreich. Das Wichtigste ist, daß auch der Aufbau von der rhythmischen Bewegung der Gesamtkomposition ergriffen wird.

Am prägnantesten im sogenannten Stützenwechsel. Damit bezeichnet man eine Anordnung der Arkaden des Langhauses, bei welcher zwei verschiedene Stützengattungen, Säulen und Pfeiler, nach fester Regel miteinander wechseln; entweder einfach alternierend oder auf je einen Pfeiler zwei Säulen (also entweder a b a b a oder a b b a b b a). Die symmetrische Wiederholung auf beiden Seiten des Langhauses gibt dem

Rhythmus besondere Kraft. An die Stelle der einfachen Reihung, wie sie die Antike, auch die späte, allein gekannt hatte, ist Gliederung nach Perioden getreten. Aber noch ist das Wesen der Sache damit nicht erschöpft. Ihr tiefster Sinn enthüllt sich in der Verbindung des Stützenwechsels mit der Schematisierung des Grundrisses nach Quadraten (vgl. S. 77). Das ursprünglich nur latente Quadratnetz gewinnt seine volle Sichtbarkeit, indem die stärkeren Akzente, d. i. die Pfeiler, immer mit den Eckpunkten der Quadrate zusammenfallen (Abb. 41, 42). Unsere Ansicht, daß der Stützenwechsel der besondere Fall eines allgemeineren Prinzipes sei, und daß dies Prinzip der rhythmischen Gruppierung dem germanischen Geist besonders zusage, bestätigt sich in seiner geographischen Verbreitung. Er fand die allgemeinste Zustimmung in der sächsischen Bauschule, also auf dem den Nachwirkungen der Antike am weitesten entrückten Boden. Weniger verbreitet, doch keineswegs selten, ist er im fränkischen Gebiet (mit Einschluß Nordfrankreichs). Im bairischen und schwäbischen dagegen, die näher mit Italien zusammenhängen, kommt er, außer zuweilen am Oberrhein, so gut wie nicht vor.

Wo der Stützenwechsel nicht durchdrang, teilte sich der Gebrauch zwischen reinen Säulen- und reinen Pfeilersystemen. In den allgemeinen Bestimmungen des Aufbaus hat sich hier gegen die altchristliche Basilika nichts verändert. Wenn auch die Haltung und Stimmung eine andere ist, so liegt das an dem rauheren Material, den nachdrücklicheren Formen, vor allem den veränderten Proportionen. Einerseits der Querschnitt wird mit der Zeit zunehmend enger und steiler, anderseits die Stützen treten weiter auseinander; oder, was dasselbe ist, sie wirken weniger als Reihe, mehr als Einzelwesen. Zugleich verändert sich die Figur der Arkadenöffnung: der auf den Bogen fallende Abschnitt vergrößert, der senkrechte Abschnitt verkleinert sich. Für Gestalt und Proportion der Säulen bestehen keine festen Regeln, nichts, was den antiken Ordnungen vergleichbar wäre. Der romanische Stil, in der Raumteilung auf straffe Bindung ausgehend, nimmt hierin die größte Freiheit für sich in Anspruch. Nur ganz im allgemeinen kann man sagen, daß die romanischen Säulen gedrungener sind, als die der späten Antike. Sowohl Kapitell als Basis sind im Verhältnis zum Schaft höher. Am Schaft tritt Verjüngung häufig, aber nicht notwendig, ein, Schwellung selten und dann immer mit Übertreibung. Die Schäfte sind mit seltenen Ausnahmen aus einem einzigen Stück gearbeitet. Wo der Baustoff dieses nicht gestattet, greift man lieber zum gemauerten Pfeiler. Die Durchschnichtsform der Basen ist die schon in der Spätantike fast allein gebräuchlich gewesene sogenannte attische, aber mit erheblich steilerem Profil als dort (Abb. 240); Ausdruck mehr des starren Widerstandes als der elastischen Nachgiebigkeit gegen die Last. In der Bildung der Kapitelle ist zunächst kein anderer Wunsch zu erkennen als der, dem Vorbilde der Antike treu zu bleiben. Innerhalb der Grenzen der alten

Römerherrschaft fanden sich noch immer Modelle, die nachgebildet werden konnten, wenn auch mit unbeholfener Hand und am liebsten mit starker Reduktion der feineren Einzelheiten (Abb. 232—237). Je weiter vom Rhein weg, um so unbestimmter wurden die Erinnerungen und um so schneller schwand das Verständnis für den Sinn der Vorbilder. Man begreift, daß Kaiser Otto I. bei seiner Lieblingsstiftung, dem Dom von Magdeburg, es vorzog, Säulen aus Italien kommen zu lassen, deren Marmorkapitelle im Neubau des 13. Jahrhunderts zum Teil (als Basen!) wieder verwendet, zum Teil in Sandstein nachgeformt sind. Etwa um die Mitte des 11. Jahrhunderts ist der Schatz der Erinnerungen an die Antike endgültig aufgezehrt, und Neubildungen, die schon seit längerer Zeit sich vorbereitet hatten, treten die Herrschaft an.

Man kann dieselben den von der Antike abgeleiteten Blätterkapitellen als tektonische Kapitelle gegenüberstellen. Bei den ersteren hatte ein den kelchförmigen, in gröberer Fassung kegelförmigen, Kern umgebender Kranz von Pflanzenblättern mit überfallender Spitze den Moment versinnbildlicht, in dem die aufsteigende Bewegung der Säule mit der niederwärts drängenden Last zusammenstößt. Bei den tektonischen Kapitellen übernimmt die Vermittlung der Kern unmittelbar. Eine technisch genügende, aber künstlerisch rohe Lösung gibt die umgestürzte Pyramide der Byzantiner; in Deutschland hat sie fast keine Aufnahme gefunden. — Tastende Versuche zu einer besseren, den kreisrunden Querschnitt des Säulenschaftes mit dem viereckigen Bogenfuß sinngemäßer vermittelnden Lösung lassen sich bis in die Karolingerzeit zurückverfolgen (mit 8 antiken Kapitellen vermennt z. B. in der Michaelskapelle in Fulda). Aus ihnen ging als reifes Ergebnis um das Jahr 1000 das Würfelkapitell hervor.

Soweit als die Lust der romanischen Formsprache am Pleonastisch-Mannigfaltigen es nur irgend zuließ, ist das Würfelkapitell 200 Jahre lang die bevorzugte Kapitellform der deutschen Baukunst gewesen. Ein Gebilde von charaktvoller Eigenart und klarer und starker Ausdruckskraft, allen in der Idee verwandten Erscheinungen der vorausgehenden Jahrhunderte wie den gleichzeitigen anderer Länder durch seine ästhetischen Eigenschaften überlegen. Aber so wohlbegründet es ist, in der Schaffung des Würfelkapitells eine selbständige germanische Lösung anzuerkennen, so fehlgreifend ist seine Zurückführung auf eine hypothetische Urform im germanischen Altertum. Das Würfelkapitell ist nicht im Holzbau entstanden und aus ihm übertragen — weder archäologisch noch formenanalytisch kann dies wahrscheinlich gemacht werden —, sondern ein unmittelbares Produkt der neuen, durch den Steinbau herbeigeführten Verhältnisse. Es ist gar nicht zu denken ohne die Bogenform der Last, die es aufnimmt. Eben in der einfachen und durchsichtigen Darlegung der zwischen Säule und Bogen waltenden Beziehungen liegt sein Wesen und sein Wert. Der Bogen ist aber ein Spezifikum der Steinarchitektur. Es

gibt unter den frühesten Versuchen zur Gewinnung einer von der Antike unabhängigen, rein tektonischen Kapitellform eine andere, die weit holzgemäßer aussieht, das Pilzkapitell; dieses aber verschwindet gerade in dem Augenblick, in dem das Würfelkapitell sich durchsetzt. Wäre das Würfelkapitell wirklich eine in den Gepflogenheiten des Zimmermannes so leicht, fast unvermeidlich, wie man meint, sich einstellende Form, warum hat es nicht in der Holzarchitektur weitergelebt? Warum taucht es erst gegen das Jahr 1000 auf, nachdem man schon lange Zeit in unvollkommeneren, und zwar immer echt steinmäßigen, aus der Pyramide und dem Kegel abgeleiteten, Vorformen umhergetastet hatte? Warum nicht schon im Jahre 800 oder noch früher?

Das Wesen des Würfelkapitells ist nun dieses (Abb. 238—241). Es legt sich zwischen Bogenfuß und Säulenschaft als ein kubischer Block, dessen oberer Teil dem Quadrat des Bogenfußes angepaßt ist, dessen über den Säulenschaft ausladender unterer Teil abgerundet wird. Die genaue geometrische Konstruktion wäre die Durchdringung eines Würfels mit einer aus dem umgeschriebenen Kreise abgeleiteten Halbkugel. Allein so abstrakte Regelmäßigkeit ist nicht nach dem Sinne des romanischen Stils. Vielmehr wird in der Grundform des Blocks das Verhältnis von Höhe und Breite beweglich gehalten, also nur Würfelähnlichkeit, nicht Würfelgleichheit erstrebt; und ebenso erhalten die gerundeten Teile nur kugelhähnliche Krümmung. Immer aber hält man daran fest, daß die Schnittlinie der beiden Körper aus der Kreislinie gebildet wird, am liebsten als Halbkreis. Veränderlich wieder ist das Maß der Ausladung über dem Säulendurchschnitt. Mit diesen wenigen, aber für den Eindruck sehr empfindlichen Variationen wird schon ein beträchtlicher Nuancenreichtum gewonnen. Ein niedriges, stark ausladendes Kapitell scheint von einem schweren Druck auseinandergequetscht zu werden; ein steiles verkündet das Übergewicht der aufstrebenden Kraft. Man gestehe sich: wieviel vollkommener als in den älteren, aus der Pyramide oder dem Kegel abgeleiteten Formen ist hier der Ausgleich zwischen dem Quadrat des Bogenfußes und dem Kreis des Säulendurchschnittes durchgeführt! Wie verständlich geben sich die dem Kreise entnommenen Linien und Flächen als Vorklang auf den Bogen, die vier senkrechten Seitenschilder als Vorklang auf die Mauer. Wie ausdrucksvoll wechselt der Umriß, je nachdem das Gebilde mehr frontal oder mehr diagonal angeschaut wird! Wenn es die Aufgabe des Kapitells ist, den ästhetischen Grundcharakter eines Formensystems an einem seiner bedeutungsvollsten Punkte anschaulich zu machen, so ist das im Würfelkapitell mit schlichtem und geradem Sinn vollkommen erreicht. Es ist in so ausgesprochener Weise Eigentum des romanischen Stils, daß es sich auf keinen andern übertragen läßt.

Kraft seiner einleuchtenden Vorzüge hat das Würfelkapitell die unentwickelten Vorformen schnell verdrängt. Unter den uns erhaltenen

Denkmälern ist St. Michael in Hildesheim das älteste, an dem es durchgehend zur Anwendung gebracht ist. Dreißig Jahre später, was für diese langsam lebenden Zeiten kein großer Abstand ist, finden wir es in gleicher Geltung in Limburg an der Hardt, in Speier (Abb. 113), in Ottmarsheim im Oberelsaß, hier noch in nicht ganz geklärter Behandlung. In Schwaben gibt die Aureliuskirche in Hirsau im Schwarzwald vielleicht das älteste Beispiel. Die Schule des Bodensees steht in der Frühzeit des 11. Jahrhunderts noch auf der Vorstufe mit trapezförmigen Seitenflächen. Gegen Ende dieses Jahrhunderts finden wir hier als Provinzialismus eine achtseitige Variante, die aus Sachsen (Goslar) verpflanzt zu sein scheint. Im 12. Jahrhundert werden die Flächen mit skulpiertem Ornament geschmückt (Abb. 242 bis 247). In den Donauländern ist das Würfelkapitell niemals zu so allgemeiner Geltung wie im Westen und Norden gelangt (beiläufig gesagt: ein Beweis mehr gegen den öfters behaupteten lombardischen Ursprung).

Der Pfeiler, um uns nun diesem zuzuwenden, ist in der historischen Entwicklung der Basilika die jüngere Form der Stütze; systematisch betrachtet hätte er sich gleich am Anfang einstellen müssen, denn er ist der Mauer näher verwandt: das, was nach Durchbrechung der Mauer durch die Arkaden übrigblieb. Infolgedessen hat er zur Erläuterung seiner Funktion auch weniger Ausdrucksmittel nötig. Eine dünne Platte als Fuß- und Kopfglied genügt, ihm fürs Auge so viel relative Selbständigkeit zu verleihen, als er ästhetisch nötig hat. Die Wesensähnlichkeit mit der Mauer ist am kenntlichsten, wenn der Grundriß oblong ist oder gar wenn das Kopfgesims nicht ringsum geführt wird, sondern nur die zwei unter der Bogenleibung liegenden Seiten einnimmt. Diese Fassung war durch die Römerbauten vorgezeichnet und von Einhard in seiner Basilika in Steinbach übernommen. Am Niederrhein besonders blieb sie bis in die späteste Zeit in Übung. Die romanische Normalform, die Geschlossenheit der Gestalt stärker betonend, ist jedoch der Pfeiler mit quadratischem Grundriß und nach allen vier Seiten gleichartiger Ausbildung. Die Profilierung geht aus vom römischen Karnies, wendet sich dann zu zusammengesetzteren Bildungen, bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts an den kultivierten Bauten mit Neigung zur Feingliedrigkeit; von da ab mit derberem, auf kräftigen Schattenschlag ausgehenden Lineament oder in einer ornamentierten Schräge.

Die Wände bleiben ungegliedert. Ansätze dazu werden hie und da einmal, doch ganz selten, gemacht. So ist das Innere offenbar formenarm und schwach artikuliert, wesentlich auf die elementaren Wirkungen der Raumverhältnisse und die wenigen körperlich-plastischen Eindrücke, die sich in den Pfeilern und Säulen darbieten, angewiesen. Dies ist das Bild, in dem die romanischen Basiliken in ihrem heutigen Zustande sich darstellen. Aber es gibt nicht die wahre ursprüngliche Absicht wieder. Ein romanischer Innenbau ist so lange unfertig, als er nicht sein farbiges

Kleid angezogen hat. Wir haben Grund, anzunehmen, daß nur die allerärmsten Bauten seiner entbehrt haben. Es handelt sich dabei nicht oder nicht allein um die farbige Unterscheidung der Architekturteile, sondern auch um den Zuwachs eines in farbiger Zeichnung auf der Fläche ausgeführten Komplexes von Ornamenten. Dadurch wird die Farbe ein mächtiges Hilfsmittel, schlummernde Rhythmen zu erwecken, durch Teilung der Flächen, durch Richtung der Linien, durch Kontraste verschiedenster Art Wirkungen hervorzurufen, die weit mehr architektonischer als malerischer Natur sind. Zuvörderst werden die Stellen, an denen das innere Leben des Bauwerkes am stärksten vordrängt, farbige ornamentiert: die Kapitelle und Deckplatten, die Ränder der Arkadenbögen, die Gewände der Fenster; ferner verbindet ein System wagerechter und lotrechter Ornamentstreifen die Stützen mit der Oberwand, die Oberwand mit der Decke, nicht Nachahmung von Pilastern und Gesimsen, aber ihnen funktionsverwandt. Alle figürliche Darstellung hat sich diesem System anzupassen. Erwägen wir, was die Ausmalung für den Gesamteindruck der romanischen Innenräume, am meisten auf der frühromanischen Stufe, bedeutet hat, so sind wir zu dem Geständnis genötigt, daß wir von der lebendigen Erscheinung der romanischen Baukunst aus der Anschauung weit weniger wissen, als die verhältnismäßig große Zahl erhaltener Denkmäler uns glauben machen könnte. Heute, wo wir nur den nackten Baukörper vor uns haben, überwiegt bei den romanischen Basiliken der Eindruck des Unentwickelten und Gleichförmigen; in Wahrheit war ihre Erscheinung viel stärker differenziert und individualisiert. — Soviel läßt sich sagen, viel mehr nicht. Was sich von farbiger Dekoration hie und da erhalten hat, sind Spuren und Bruchstücke in Menge; von den feineren Stimmungswerten haben wir keinen unverfälschten Eindruck mehr, und vollends keinen von der Ökonomie im großen. Zwischen den als Säulen- und Bogenstellungen gebildeten Umrahmungen der Kanonestafeln in den Meßbüchern und der Ornamentik der Großarchitektur besteht gewiß ein Zusammenhang, aber kein genauer; es wird sich damit nicht viel anders verhalten als mit den Phantasiearchitekturen auf pompejanischen Wandgemälden. Wenn sich durch besonders glückliche Umstände einmal — in St. Georg in Reichenau — ein Beispiel einer alle Flächen überziehenden farbigen Dekoration aus der Frühzeit des 11. Jahrhunderts erhalten hat (Abb. 33, 352), so darf doch das System, das wir dort sehen, nicht ohne weiteres verallgemeinert werden. So zeigt sich uns in St. Michael in Hildesheim, einem Bau von hoher Kultur, ein ganz anders geartetes: an den Säulen sind die Basen und Kapitelle aus rotem, die Schäfte aus hellem Sandstein, in derselben Weise wechselten die Schichten der Pfeiler und Vierungsbögen (Abb. 44, 45). Man hätte sich diese Mühe nicht genommen, wenn nicht auf die Wirkung der natürlichen Steinfarbe, auf die höchstens ein leichtes Ornament aufgemalt

gewesen sein mag, gerechnet worden wäre. In Boppard und Brauweiler ist die Idee eines mehrfarbigen Quaderwerks der ganzen Bemalung zugrunde gelegt. In Knechtsteden, wo das farbige Dekorationssystem umfänglich erhalten ist, erstreckte es sich allein auf die Strukturglieder und bewegte sich vornehmlich in textilen Mustern, die Figurenmalerei beschränkte sich auf die Apsiden. Die in dieser Kirche angetroffene Verteilung haben wir als eine sehr häufig angewendete, fast typische anzusehen. Es kann kein Zufall sein, daß die erhalten gebliebenen Beispiele figürlicher Darstellung so selten auf das Langhaus und so oft in das Chorhaus fallen. Es gab also in der Ausmalung jedenfalls vielerlei Möglichkeiten und Abstufungen. Durch die vorwitzigen sogenannten Wiederherstellungen in unseren Tagen sind nur Trugbilder geschaffen worden. Sie reproduzieren oder ergänzen im günstigen Falle die Linienkomposition richtig, im Farbeneindruck rechnen sie mit lauter unbekannten Größen. Denn die abstrakte Tatsache, daß an gewissen Stellen Blau, Rot oder Grün gesessen hat, besagt erst wenig. So werden wir uns dahin zusammenfassen müssen: die romanischen Innenräume waren sicher farbig, den romanischen Farbengeschmack aber in seinen feineren Eigenheiten und Bedingtheiten kennen wir nur wie im Nebel.

Wollte man dem romanischen Innenraum wegen der Bedeutung, die die Farbe für ihn hat, eine malerische Grundtendenz zusprechen, so wäre das freilich ganz schief. Es sei wiederholt: die Rolle der Farbe war Unterstützung des architektonischen Rhythmus. Was ein Architekturwerk »malerisch« machen kann, sind andere Eigenschaften, denen wir hier nicht weiter nachgehen wollen. Eine der wirksamsten unter ihnen ist das Licht und sein Gegensatz, das Dunkel. Verteilung und Größe der Lichtöffnungen sind deshalb eine wesentliche Bedingung jeder Binnenraumwirkung. Außerdem haben sie selbstverständlich dem praktischen Bedürfnis zu dienen. In den romanischen Basiliken war dieses, wie es scheint, die erste und vorwaltende Sorge. Man war wohl nicht ganz gleichgültig für die Abstufung des Lichtes, wie sich daraus erkennen läßt, daß die Fenster des Hochschiffs in der Regel größer sind als die Fenster der Seitenschiffe: die Hauptsache war immer die Frage, wieviel Öffnung überhaupt mit der konstruktiven Sicherheit vereinbar sei. Verglichen mit der altchristlichen Basilika, sind die Fenster sowohl nach Zahl als nach Größe erheblich verringert. Wieviel Licht eindringt, hängt aber nicht allein hiervon ab. Die größere Mächtigkeit der Mauern wird, wie man leicht einsieht, ein Moment der Beschränkung. Hier traf der romanische Stil eine Gegenmaßregel, durch die sich seine Fenster von denen der Antike (ebenso von denen der Renaissance) durchgreifend unterscheiden: er gab dem Gewände nach außen wie nach innen eine starke Abschrägung (normal im Winkel von 45°), um damit den Spielraum des Lichteinfalls zu vergrößern. Noch am Aachener Münster ist der Einschnitt, von außen be-

trachtet, rechtwinklig, erst innerhalb des Verschlusses etwas abgeschrägt. Die ottonische Zeit verfährt bereits wie oben beschrieben (vgl. den Querschnitt Abb. 62). Mehrfache Erwähnungen der Schriftquellen lassen nicht im Zweifel, daß schon das 9. Jahrhundert auch in Deutschland den Fensterverschluß mit Glas gekannt hat. Dagegen besteht für die ganze Dauer der romanischen Epoche Ungewißheit, in welchem Umfang er angewandt wurde. Mindestens für das Chorhaus können wir mit Grund annehmen, daß verglaste Fenster häufig waren. Für die unverglast bleibenden hat man an Wetterschutz durch Vorhänge oder Holzläden gedacht, womit aber doch nur ein Übel durch ein anderes ersetzt worden wäre, auch die Art der Bemalung zwischen den Fenstern und an ihren Leibungen spricht dagegen. Andererseits von den verglasten Fenstern gilt, daß ihre in enge Gitter eingefügten kleinen und trüben Glasplatten die Lichtstärke sehr herabsetzten. In jedem Fall also waren die romanischen Kirchen schlecht beleuchtet. Verkehrt wäre, daraus auf ein mystisches Behagen an der Dunkelheit zu schließen; für die in Sonnenbrand lebenden südlichen Völker kann das zutreffen, nicht für die alten Deutschen, die wir uns eher als Lichtfreunde zu denken hätten. Unter den geschilderten Umständen muß zur Winterszeit künstliche Beleuchtung oft zu Hilfe genommen worden sein. Sie war eine der Ursachen der häufigen Brände, bei denen es auffällt, wie oft sie an hohen Festtagen ausbrachen.

Ein notwendiger Bestandteil einer romanischen Kirche — womit wir unsere Übersicht schließen — ist die Krypta. In seiner entwickelten Gestalt, in der er nicht vor der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts nachzuweisen ist, ist dieser Bauteil eine unter dem Chorhaus kellerartig vertiefte, niedrige, in mehrere Schiffe von gleicher Höhe geteilte Halle, immer mit gewölbter Decke. Nur in der Sachbestimmung, nicht in der Bauform sind die durch schmale Gänge zugänglich gemachten Grabkammern der Märtyrer und Bekenner, wie sie in den Kirchen des Südens etwa vom 6. oder 7. Jahrhundert ab angelegt wurden, eine Vorbereitung auf sie. Auf die Frage, weshalb gerade die dem romanischen Stil entsprechenden Jahrhunderte ihrer bedurften, während die altchristliche Zeit sie noch nicht und die gotische nicht mehr nötig hatte, bleibt die Geschichte des Kultus eine genaue Antwort uns schuldig. Wir besitzen zwar sehr viele Krypten mit unverändertem Baubestand, aber keine, die uns die Formen der Verehrung genau erkennen ließe. Im allgemeinen klar ist nur der Zusammenhang mit dem Märtyrerkult. Die altchristliche Confessio war das Grab des Ortsheiligen. Solche gab es in Deutschland nur ausnahmsweise. Die heiligen Körperreste, deren man nicht entbehren wollte, mußten aus dem Süden herbeigeschafft werden. Da nun die Ausbildung und allgemeine Aufnahme der Krypten in dieselbe Zeit fällt, für die ein sehr gesteigertes Verlangen nach dem Besitz von Reliquien, besonders im Norden der Alpen, bezeugt ist, so werden wir hier den Entstehungs-

grund zu suchen haben. In Deutschland gab es in der Epoche des romanischen Stils keine einigermaßen ansehnliche Kirche, die ohne Krypta ausgekommen wäre. Die südlichen Länder haben sie nie in demselben Maße für unerlässlich gehalten. Die erste Reaktion gegen sie ging von den aus Burgund stammenden Orden der Kluniazenser und Zisterzienser aus. Der gotische Stil entledigte sich ihrer allgemein, was mit veränderten Formen der Reliquienverehrung, die wir in der Geschichte des Altars kennen lernen werden, zusammenhängt. — Vor dem 10. Jahrhundert sind Hallenkrypten nicht nachzuweisen. Ihnen gingen andere, der altchristlichen Fassung nahestehende Anlagen voraus. Die altertümlichste, mit ringförmig dem Fundament der Apsis sich anschließendem engen Gange, besitzt St. Emmeram in Regensburg; sie kann der Bauzeit von 770—790 zugeschrieben werden. Eine ähnliche 100 Jahre später die Klosterkirche zu Werden an der Ruhr als Zugang zum Grabe des hl. Liutger (Abb. 112). Komplizierter, mit mehreren sich kreuzenden Gängen, ist die Anlage in der Einhardsbasilika bei Michelstadt vom Jahre 820 (Abb. 34), und dieser ähnlich die auf dem Petersberg bei Fulda. Eine eigentümliche Übergangsform zeigte die Ausgrabung des alten Doms von Magdeburg (955). Die ältesten wirklichen Hallenkrypten finden sich in Gernrode am Harz 970, rund um 1000 in Füssen im Allgäu, und im Dom von Augsburg, in Abdinghof bei Paderborn 1016 (umgebaut 1080), am Dom von Merseburg 1021, am Münster zu Straßburg um 1020, in Tegernsee 1035. Diese Beispiele zeigen, daß für keine bestimmte Landschaft die Priorität angenommen werden kann. Sichtlichen Vorschub leistete der Ausbildung der Hallenkrypta die Erweiterung des Chorraums in der Kreuzbasilika, womit sich die liturgisch wie architektonisch wichtige Einrichtung verband, daß der Fußboden des Chors höher zu liegen kam als der der übrigen Kirche. Bei querschiffslosen Anlagen drang die Krypta bis tief ins Mittelschiff vor; am Dom von Freising bis zum 6. Pfeiler.

DER BAUBETRIEB.

Das System der frühromanischen Baukunst, wie wir es im vorigen Abschnitt geschildert haben, konnte aus den Denkmälern abgeleitet werden. Es bleiben aber noch viele Fragen übrig, auf welche diese keine Antwort geben. Was die Schriftquellen bieten, sind sehr zerstreute Streiflichter; mit Vorsicht benutzt, ergeben sie immerhin manches.

Die oft lobrednerisch gefärbten Nachrichten der geistlichen Biographen und Chronisten auf das richtige Maß zurückzuführen, ist freilich nicht leicht. Vor allem hüte man sich vor unbedachten Generalisierungen. Ohne Zweifel hat es Geistliche gegeben, die in vollem Umfang eine Baumeistertätigkeit ausgeübt haben; aber die Regel bildeten sie nicht. Um mit Erfolg einen Bau zu leiten, muß man im Handwerk drin stehen.

Man kann es auch nicht nebenher betreiben. Die Bischöfe und Äbte jener Zeit waren aber größtenteils von adliger Herkunft, und ihre doppelten Regentenpflichten, geistliche und weltliche, nahmen sie reichlich in Anspruch. Ihrem Einfluß auf die Gestaltung des Bauwerks blieb auch dann noch Spielraum genug. Wir dürfen gut und gern glauben, daß die geistlichen Bauherren vieles mitbestimmt haben, was heute Sache des Fachmanns ist. Welche Abmessungen eine Kirche haben sollte, welches Material anzuwenden sei, wie man die Arbeiter zusammenbrächte, an welche Vorbilder man sich halten und welche Neuerungen man durchführen wollte, alles dies ging den Herrn des Baues an, denn es hing aufs engste mit den Ansprüchen des Kultus, wie auch mit der wirtschaftlichen Verwaltung zusammen, und mit der Entscheidung darüber war von vornherein vieles, was den künstlerischen Charakter bestimmte, festgelegt. Die Ausführung aber kann überwiegend nur von Laienarbeitern geleistet worden sein. Mauern und Zimmern sind Verrichtungen, die gelernt sein wollen, die man nicht einem beliebigen Klosterbruder zumuten konnte. Die großen Klöster, ebenso die inmitten städtischer Siedlungen gelegenen Bischofskirchen, haben eine gewisse Anzahl von Bauhandwerkern immer zur Verfügung gehabt. Aber für ganz große Unternehmungen konnten sie nicht ausreichen. Sicher gab es schon in unserer Epoche Wanderarbeiter. Sie kommen manchmal aus weiter Ferne. Wir ersehen z. B. beim Bau des Klosters Schildesche in Westfalen, daß Maurer und Mörteler aus Gallien — etwa Lothringen? — tätig waren; beim Bau einer Kirche in Paderborn im Anfang des 11. Jahrhunderts, daß er von griechischen — etwa süditalischen? — Arbeitern errichtet wurde (es handelte sich hier um einen schwierigen Gewölbebau); italienischen Ornamentisten begegnen wir in Baiern öfters, zu Anfang des 12. Jahrhunderts auch schon in Sachsen, rheinischen in Helmstedt, schwäbischen vom Bodensee in Goslar. Bauzeichnungen gab es nicht, eine schematische Skizze mit eingeschriebenen Maßen, wie wir es am Bauriß von St. Gallen sehen, mußte genügen, den Willen des Bauherrn auszudrücken. Alles Detail blieb den Handwerkern überlassen. Dieser freien Betriebsweise verdanken die romanischen Bauten ihre unerschöpfliche Mannigfaltigkeit und frische Unmittelbarkeit, in der sie allen modernen Nachahmern unerreichbar bleiben. Wer aber bestimmte das Wesentliche: die Proportionen des Raumes und die Maße der Glieder? Wer hauchte dem Bauwerk die einigende Seele ein? Das konnte nur der Meister. Es gibt Kirchen, deren ungeordnete und unüberlegte Bauführung erkennen läßt, daß sie eines solchen entbehrt haben, aber auch andere, die ohne einen auf dem Grunde sicherer Erfahrung stehenden und mit angeborenem Künstlergeist begabten Meister nicht zu denken sind. Nichts hindert, anzunehmen, daß gelegentlich auch ein Mönch diese Eigenschaften aus seinem Weltleben mitbrachte oder daß sie während einer langwährenden Bauführung im Kloster

sich bei ihm entwickelten; die meisten der spärlich erhaltenen Personalnotizen betreffen aber Laien. Obenan war ein solcher der Erbauer des Aachener Münsters, Magister Odo. Der Mann, der den Pfahlrost für die Türme des Straßburger Münsters im 11. Jahrhundert so meisterlich ausgeführt hat, daß noch der gotische Riesenbau darauf seinen gesicherten Standort fand, war unmöglich ein dilettierender Kleriker. Ohne Grund ist der mehreren großen Bauten verwaltungsmäßig vorstehende Abt Poppo von Stablo dadurch in den Ruf eines großen Baumeisters gekommen: leitete doch den Bau seiner eigenen Kirche in Stablo ein *Thietmarus magister caementariorum et latomorum*. Ein Bischof von Utrecht wurde von seinem Baumeister aus Rache erschlagen, weil er ihm durch List sein *arcanum magisterium* entrissen hatte. Bernward von Hildesheim soll sowohl Baumeister als Goldschmied gewesen sein, — wir möchten im technischen Sinne beides bezweifeln; denn wo hätte dieser als Ratgeber zweier Könige vielbeschäftigte Mann auch nur die Zeit dazu hernehmen sollen? Otto von Bamberg wird in der Zeit, in der er in der Kanzlei Heinrichs IV. diente, als oberster Leiter des Domes von Speier genannt; wir glauben, daß es sich dabei wesentlich um die ökonomische Leitung gehandelt hat; als er Bischof geworden war, ließ er das Kloster St. Michael durch den Laien Rudolf erbauen. Diese Beispiele beweisen, daß zu allen Zeiten Laienbaumeister neben den mönchischen und vielleicht immer in der Überzahl tätig waren. Wir wollen aber nicht unterschätzen, was die gewohnheitsmäßige Einmischung der geistlichen Bauherren mit ihrer Kritik und ihren auf Reisen gesammelten Erfahrungen bedeutete. Die oft zu Klagen führende Bauverschwendung der Bischöfe und Äbte war manchmal gewiß nichts anderes als verkappter Künstlerehrgeiz.

Nun gab es, wie schon gesagt, auch Geistliche, die das Bauwesen wirklich fachmännisch kannten und ausübten. Wollen wir bei dem Lebenslauf eines solchen, des Schwaben Benno, der als Bischof von Osnabrück endete, einen Augenblick verweilen. Geboren etwa 1010—20, besuchte er die gelehrten Schulen in Reichenau, Straßburg und Speier. An allen drei Orten waren damals große Bauten im Gange, bei denen er sich die Kenntnisse erwarb, durch die Kaiser Heinrich III. auf ihn aufmerksam wurde. Derselbe machte ihn als einen *caementarii operis sollertissimum dispositorem* 1047 zum Vorsteher seiner Bauten in Goslar, des Kaiserpalasts und Domstifts. Nach einiger Zeit wurde er Vorsteher der Domschule in Hildesheim. Daß die Angabe seines Biographen, wonach er dort auch baukünstlerisch tätig gewesen sei, richtig ist, bestätigen die Denkmäler: das dortige Domportal wiederholt die Anlage des Goslarer, beide aber geben eine in Sachsen bis dahin unbekannte Form, die offenbar aus Speier, wo sie zum erstenmal auftritt, eingeführt ist. Nach Goslar war er 1056 als kaiserlicher Vizedominus zurückgekehrt. 1066 trat er in gleicher Eigenschaft, d. h. als weltlicher Verwaltungsleiter, in den Dienst des Erzbischofs

von Köln. Was er dort gebaut hat, läßt sich nicht ermitteln. Aber wir erfahren, daß er wiederholt Reisen nach Speier machte, um den durch Veränderung des Rheinlaufs bedrohten Dom durch Schutzbauten zu sichern. 1068 empfing er von Heinrich IV. den Lohn: er wurde Bischof von Osnabrück und hat den Kaiser nach Canossa und Rom begleitet, auch publizistisch ihn im Streite mit Gregor VII. unterstützt. In seiner westfälischen Diözese stiftete und erbaute er das Kloster Iburg. Gerühmt wird seine Sorgfalt für den Feldbau und die Gärtnerei, wobei seine aus römischen Autoren gewonnenen Kenntnisse angestaunt wurden. Fügen wir noch hinzu, daß er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternahm und zum Besten seines Stiftes mit kundiger Hand Urkunden fälschte — so haben wir in einem typischen Beispiel den Lebenslauf eines tüchtigen Bischofs der alten Schule vor uns.

Ein ungefähres Maß von technischer Einsicht mag unter den hohen Geistlichen ziemlich verbreitet gewesen sein, in solcher Gründlichkeit und ausgedehnter Erprobung, wie bei Benno, war es gewiß eine Seltenheit. Aber darauf zuerst beruhte gar nicht ihr Einfluß auf die Baukunst, sondern auf dem Impuls zum Bedeutenden, den sie als machtfrohe und welt-erfahrene Männer ihr zu geben vermochten. Ein weiteres ergab sich aus der engen Verbindung des Episkopats mit den Königen. Die letzteren, da sie keine Hauptstadt hatten, sondern ihr Hoflager wechselnd hier und dort, am häufigsten bei einem Bischof oder in einer Reichsabtei aufschlugen, bauten nicht selbst; ihre Freude am Bauen, die einem wahren Herrscher natürlich ist, äußerte sich in der Unterstützung der bischöflichen Unternehmungen; lag es doch nach der germanischen Auffassung des Kirchenrechts nahe, die Kathedralkirchen als königliche Eigenkirchen anzusehen. Mehrere unserer Dome wurden noch lange von der Tradition in bevorzugtem Sinn als Kaiserdome angesehen. Am Westportal des Magdeburger Doms, an einer Stelle, die sonst nur Heiligenbilder einnehmen dürfen, ist Kaiser Otto dem Großen ein Standbild errichtet; ein anderes im Chor des Meißener Doms. Heinrich II. wurde wegen seiner Verdienste um die Gründung des Bamberger Doms in die Reihe der Heiligen aufgenommen und ist dort mehrmals im Bilde zu sehen. Derselbe wurde als Mitstifter des Straßburger Münsters angesehen, ein Glasfenster des Chors enthält sein Bild. In einem Wandgemälde wurde Heinrich V. im Kloster Prüfening bei Regensburg verewigt. Vor allen der Dom von Speier ist der monumentale Mittelpunkt der Erinnerungen an das Kaisertum in der Zeit seiner Macht. Er wurde erbaut von Konrad II. und Heinrich III. und umgebaut von Heinrich IV. Über die (durch die Soldaten Ludwigs XIV. zerstörten) Kaiserbilder in seiner Vorhalle sind nur zweifelhafte Angaben auf uns gekommen. In der der Krypta sich anschließenden Gruft war die ganze Reihe der Salier und waren mehrere Glieder des staufischen Hauses bestattet. Uns erscheint merkwürdig, daß diese Kaiser-

gräber auf künstlerische Auszeichnung ganz verzichtet haben; eine Platte mit einfacher Namensinschrift im Fußboden des über ihnen liegenden Chorabschnitts genügte. Die Erinnerung an Heinrich III. haftet an Goslar, der Pfalz und dem Dom, den der stumpfsinnige fiskalische Sparsinn des 19. Jahrhunderts abbrechen ließ. Heinrich IV. dankte der Stadt Mainz durch Erneuerung ihres Domes, desselben Baus, den wir, mit einigen Veränderungen, noch heute besitzen. Damit ist aber die Reihe der von dem Bündnis zwischen Königtum und Bistum Zeugnis ablegenden Bauten zu Ende. Schon die Staufer waren Kirchenbauer nur auf eigenem Territorium, der Einschnitt des Investiturstreites lag dazwischen.

HISTORISCH-TOPOGRAPHISCHE ÜBERSICHT.

In unserem historischen Baugut ist die romanische Epoche stärker vertreten, als sich für den ersten Blick verrät. Allerdings klein ist die Zahl der wenig oder gar nicht veränderten Denkmäler, und natürlich um so kleiner, je höher hinauf ihre Entstehungszeit liegt. Der wohlmeinende Unverstand vermeintlicher Wiederherstellungen hat, Ausnahmen zugegeben, im ganzen mehr geschadet als genützt, da er in einer für den Laien nicht unterscheidbaren Weise Meinungen und Deutungen in die leibhaftige Geschichtlichkeit einmischt. Bemerken wir kurz: allen früheren Zeiten bis zum 19. Jahrhundert ist es eine Selbstverständlichkeit gewesen, an einem alten Bauwerk nötig werdende Erneuerungs- oder Zusatzarbeiten im Stile der eigenen Gegenwart auszuführen, nicht in dem der Entstehungszeit des Gebäudes; gerade wie es einem Sänger etwa der staufischen Zeit unmöglich gewesen wäre, in der Sprache Otfrieds zu dichten. Nicht notwendig brauchte die dabei eintretende stilistische Differenz eine künstlerische Dissonanz zu ergeben; erfreulicherweise nicht ganz selten findet sich im Rhythmus der Linien und Massen eine feinfühlig eingliederte in das Überlieferte, noch öfter freilich rücksichtslose Umgestaltung. Die Veränderungen sind nach Art und Grad sehr verschieden. Fast alle flachgedeckten Basiliken wurden früher oder später, zum Teil schon in spätromanischer Zeit, mit Gewölben versehen. In andern Fällen ist über einen intakten romanischen Kernbau ein fremdartiges dekoratives Gewand gelegt, namentlich das 18. Jahrhundert liebte dieses; Beispiele: Dom zu Hildesheim, Dom zu Freising, Abteikirchen Ebrach und St. Emmeram in Regensburg, welche Barockbauten zu sein scheinen, aber romanisch sind; sehr viele Dorfkirchen haben bei romanischer Bausubstanz gotisch vergrößerte Fenster. Oder: die frühromanischen Mauern wurden bis zu den Fundamenten abgetragen, diese aber für den Neubau wieder benutzt; Beispiele: die Dome zu Straßburg, Bamberg, Münster. Und der häufigste Fall: die Erneuerungen, die meistens zugleich Erweiterungen sind, begreifen nur Teile des Gebäudes,

während andere, wenig verändert, die alte Gestalt bewahren, so daß in einem Gebäude viele Stilstufen zusammentreffen.

In Deutschland zeigen die provinziellen Typen keine so scharfe Sonderart wie in Frankreich und Italien, aber es bestehen doch beträchtliche Unterschiede der schöpferischen Fähigkeit. Es war nicht der durch die frühere Bekehrung zum Christentum und die größere Nähe Italiens bevorzugte Süden, sondern das Land der Rheinfranken und Sachsen, wo der deutsch-romanische Stil seine frischeste Gestaltungskraft entfaltete, während der Süden noch lange Zeit bei unentwickelten Formen stehen blieb. Das berühmte *saeculum obscurum*, die Zeit der ohnmächtigen letzten Karolinger, der Normannenzüge und Magyareneinfälle, hat zwar keine völlige Lücke im Bauwesen herbeigeführt, aber doch den Fortschritt der unter den Karolingern begonnenen Neubildung sehr verlangsamt. Es mußte erst den öffentlichen Verhältnissen Sicherheit wiedergegeben werden durch die Könige und Kaiser des sächsischen Hauses, bis die Baukunst monumentalen Zielen sich zuwendete. Schon Heinrichs I. Verhältnis zur Baukunst ging noch nicht über das Nützliche hinaus: er baute Burgen und Stadtmauern. Seine fromme Witwe Mathilde war eine eifrige Klosterstifterin, so daß ihr Sohn Otto zuweilen über ihre zu große Freigebigkeit klagte. Er selbst kam auf die Bahn des Kirchenbaus im Zusammenhang mit staatsmännischen Zielen. Er hatte das Erzbistum Magdeburg errichtet als Stützpunkt für die Christianisierung der Ostmarken; der dortige Dom, begonnen 955, war sein Lieblingsbau. Durch seinen Bruder Bruno, den er zum Erzbischof von Köln machte, kam neues Leben in die Baukunst am Niederrhein. Mit ihm wetteiferte Bischof Notker von Lüttich, dem dort eine neue Kathedrale und ein halbes Dutzend von Klosterkirchen verdankt wurden. In Münster gehen auf Bischof Dodo (seit 967) die Fundamente der noch bestehenden Domkirche zurück, deren stattliche Abmessungen von keiner späteren in Westfalen erreicht worden sind. Für den Mittelrhein wurde der an Ottos Hof erzogene Sachse Willigis epochemachend; alsbald nach seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz (975) legte er den Grund zur neuen Kathedrale. Wie sich die Bewegung rheinaufwärts fortpflanzte, zeigen die Gründungsdaten der Dome von Worms 996 und Straßburg 1015, beide von Grund aus neu und in ihren Abmessungen über ihre Vorgänger weit hinausreichend. Aus dieser örtlichen und zeitlichen Reihenfolge liest man es ab, wie das Vertrauen zum inneren Frieden und zur Sicherheit der von den sächsischen Königen geschaffenen neuen Ordnung nach und nach sich befestigte. Unter den Karolingern war die Welle der Bauunternehmungen von West nach Ost gegangen, jetzt ging sie von Nord nach Süd. Von den alten Reichsklöstern karolingischer Gründung haben Corvey und Fulda größere Wiederherstellungsarbeiten

aufzuweisen, doch kann man sie nicht mehr zu den führenden Kunstorten rechnen. Für Süddeutschland läßt es sich ebenfalls aus der Bautätigkeit entnehmen, wie es nach dem Siege Ottos über die Ungarn aufatmete. In der Entwicklung der Stilformen blieb es gleichwohl zurück: es lehnte sich mehr an die gealterte Kunst Italiens an, als an die frische der Rheinlande und Sachsens. Nicht unbeachtet wollen wir es lassen, daß auch hier die größeren Unternehmungen mit dem sächsischen Kaiserhause in Zusammenhang standen. Aus den von der Kaiserinwitwe Adelheid gespendeten Mitteln wurde der Dom von Augsburg erbaut. Für Regensburg, das eine Zeitlang Sitz der letzten Karolinger gewesen war, brachte Herzog Heinrich, ein Sproß der jüngeren sächsischen Linie, einen neuen Aufschwung, und dessen Sohn, der spätere König Heinrich II., gründete in einem noch halb slawischen Lande den Dom von Bamberg. Derselbe ist in seiner heutigen Gestalt ein glänzender Umbau aus der Stauferzeit, aber er steht auf den unveränderten spätottonischen Fundamenten. Und dasselbe ist der Fall bei den Domen von Augsburg, Straßburg und Worms, wahrscheinlich auch bei denen von Konstanz und Basel, so daß auch von Süddeutschland gesagt werden darf, diese Epoche habe tiefe Spuren zurückgelassen.

War schon in den letztgenannten Bauten der Maßstab — der beim Magdeburger Dom Ottos I. noch bescheiden zu nennen ist — erheblich angewachsen, so stieg er in dem vom ersten Salier, Konrad, begonnenen Dom zu Speier ins wirklich Kolossale. Er ist der größte der mittelalterlichen deutschen Dome geblieben, da der Kölner des 13. Jahrhunderts, wenn auch im Plan ihn übertreffend, nie fertig wurde. Bedenkt man dazu, daß Speier damals höchstens 5000 Einwohner hatte, so kann der Dom niemals auch nur annähernd gefüllt gewesen sein; was mehr oder minder auch bei den andern Domen zutrifft. Es charakterisiert diese Zeit überhaupt: Pracht im Bauen kennt sie nicht, aber ihr hochgespannter Monumentalsinn erfreut sich an einer Gewaltigkeit der Abmessungen, bei der gerade die Unverhältnismäßigkeit zum praktischen Bedürfnis als das Wirksame empfunden wurde. Wir hören von Vernunftmenschen öfters Klagen über die unsinnige Bauverschwendung der Kirchenfürsten. Um ein Beispiel zu nennen, so schritt im Jahre 1046 der Bischof von Hildesheim nach einem leichten Brande seiner erst vor kurzem gründlich ausgebesserten Domkirche zu einem für durchaus überflüssig gehaltenen Neubau, der wegen seiner übertriebenen Größe denn auch eingestellt werden mußte; sein Nachfolger begnügte sich mit dem noch immer ganz stattlichen Maßstabe, den das Gebäude seither behalten hat. Bei einem Charakter wie Adalbert von Bremen versteht sich dann der Versuch des Außerordentlichen von selbst.

Wir greifen nunmehr aus dem Denkmälerbestand einige ausgewählte Beispiele heraus.

Quedlinburg. Hier befinden sich die ältesten Inkunabeln der Baukunst auf sächsischem Boden. Auf dem Burgberge die Grabkapelle König Heinrichs I., später eingebaut in die Krypta der Stiftskirche. Im Tal die Krypta des Wipertiklosters. Eine Krypta war dieser höchst eigenartige Raum ursprünglich nicht, sondern die Kapelle der herzoglichen Pfalz, die 936 die vorher auf dem Burgberg sitzenden Chorherren aufnahm. Beachtenswert ist an diesem kleinen Bau, daß in Sachsen schon damals Wölbung, allerdings mit sehr kleinen Abmessungen, möglich war. Dieselbe besteht nicht, wie es wenig später die allgemeine Regel wurde, aus einer Folge von Kreuzgewölben, sondern aus drei parallelen, noch nicht 2 m im Lichten messenden Tonnen, die von wagerechtem Gebälk und wechselnden Pfeilern und Säulen getragen werden (Abb. 110). Das Prinzip des Stützenwechsels (S. 82) ist also schon bekannt. Das Mittelschiff schließt mit einem Halbkreis ebenfalls wechselnder Stützen, und die Seitenschiffe sind konzentrisch herumgeführt (eine Disposition, die sich in Frankreich weiter entwickelt hat, bis zu den gotischen Kathedralen, aus dem deutschen Formenschatz aber bald verschwand).

Dom zu Magdeburg. Dieser 955 von Otto I. gegründete Bau stellte das Höchste dar, was im 10. Jahrhundert die sächsische Baukunst erreichen konnte. Man ist daran, seine unter dem Bau des 13. Jahrhunderts liegenden Fundamente auszugraben. Ein deutliches Bild ist erst von der Krypta gewonnen, die noch katakombenähnliche Gänge besitzt. Im Aufbau gab sich der Dom, was in Sachsen auf lange Zeit hinaus nicht wieder vorkam, als reine Säulenbasilika. Die Säulenstämme sind im frühgotischen Neubau als Schmuckstücke wieder verwendet worden. Sie sind aus Porphyry, Granit und Marmor und stammen aus dem Abbruch irgendeines spätantiken Gebäudes in Italien. Ein für die Gedankengänge Kaiser Ottos bezeichnender Umstand: er wiederholte, was der große Karl in Aachen getan hatte. Aber sagen wir es noch einmal: der Grundriß ist nicht italienisch, sondern spezifisch deutsch.

Nonnenstiftskirche Gernrode (Abb. 39, 40). Im großen und ganzen noch der Stiftungsbau von 961. Der unregelmäßige Grundriß, in dem es kaum einen einzigen rechten Winkel gibt, deutet auf die Schwierigkeiten hin, die damals mit uns einfach erscheinenden Meßvorrichtungen verbunden waren. Ähnliche, wenn auch nicht gleichgroße, Vermessungsfehler kommen häufig vor, werden aber in unseren landläufigen Veröffentlichungen meist ausgeglichen. Im Aufbau fallen die über den Seitenschiffen errichteten Emporen in die Augen. Sie sind in Sachsen die letzten Ausläufer eines Systems, das in der Karolingerzeit häufig angewendet worden sein mag. Der Zweck ist nicht klar. Basiliken mit Emporen waren im Morgenlande sehr verbreitet und entsprachen hier der Forderung nach strenger Scheidung der Geschlechter. Die Emporen der frühesten deutschen Kirchenanlage würden also wohl als morgenländischer Baueinfluß zu er-

klären sein; da aber die ihnen zugrunde liegende Sitte nicht mitaufgenommen würde, verschwanden sie; nur am Rhein erhielten sie sich sporadisch. Bemerkenswert am Gernroder Bau ist das Streben nach straffer Raumgliederung durch einfache, übersichtliche Zahlenverhältnisse. Nicht nur, daß der Grundriß aus der Quadratur entwickelt ist — was schon karolingisches Prinzip war —, sondern auch der Aufbau ist so proportioniert, daß die Emporenöffnungen der Höhe nach die Hälfte der Erdgeschoßarkaden, die Oberfenster die Hälfte der Emporenöffnungen betragen, während die totale Höhe des Mittelschiffs seiner Länge gleichgesetzt ist, also wieder auf die Figur des Quadrats zurückgeht. Und ähnlich kunstvoll überlegt ist das Verhältnis zwischen dem einfachen Rhythmus der Erdgeschoßarkaden und dem verwickelteren des Emporengeschosses. Beachten wir dann noch das Detail. An den Kapitellen der Hauptsäulen ringt eine plastisch unvermögende Hand mit verblaßten Erinnerungen an die korinthische Ordnung (Abb. 235), während an den Emporensäulchen neue tektonische Bildungen mit gutem Funktions- und Proportionsgefühl sich versuchen. Der Eindruck des Ganzen ist entfernt nicht der eines barbarischen Stumpfsinns; eher beschleicht uns eine gewisse Rührung beim Anblick dieser liebevollen und nachdenklichen Versenkung in das Geheimnis einer ungewohnten Aufgabe.

St. Michael in Hildesheim (Abb. 41, 44, 45, 138, 239, 240). Der Bau ist 40 Jahre jünger als der von Gernrode, der Kulturfortschritt in ihm sehr groß. An der Spitze stand als Bauherr nicht wie dort ein rauher Kriegsmann, sondern der feinstgebildete Kirchenfürst seiner Zeit, der Erzieher Ottos III. und später sein Reisebegleiter nach Italien. Die übertreibende Bewunderung einer jüngeren Generation hat aus dem gewiegtten Kenner einen selbst ausübenden, in vielen Sätteln gewandten Künstler gemacht — der er nicht war. Am wenigsten kann ein mit so sicherer Hand durchgeführter Bau wie St. Michael das Werk eines in Kirchen- und Staatssachen vielbeschäftigten Würdenträgers sein, der etwa noch einige Mußestunden für künstlerischen Dilettantismus übrig gehabt hätte. Aber etwas von Bernwards Geist ist natürlich in sein Lieblingsunternehmen übergegangen. Gerade unter diesem Gesichtspunkte verdient es sehr bemerkt zu werden, daß er, der zweifellos mit aufmerksamen Augen in Rom sich umgesehen hat, wie man aus den in Bronze gegossenen Ausstattungsstücken der Kirche, den Torflügeln und der Christussäule, erkennt, in der Architektur nicht antikierte und italisierte, sondern einen Künstler begünstigte, der nach dem Maße der damaligen Zeit ganz modern und national gesinnt war, in der Klarheit und Kraft seines Wollens bei weitem der bedeutendste, den die junge sächsische Kunst bis dahin hervorgebracht hatte. Oben im systematischen Teil unserer Betrachtung hat uns St. Michael wiederholt als klassisches Beispiel für eine ganze Reihe neuer Erscheinungen gedient: das Wichtigste ist, daß sie zu einer ganz einheitlichen Stimmung zusammengefaßt

sind. Die vom 9. Jahrhundert ab im Fluß begriffene Stilwandlung hat in St. Michael ihr erstes, abgeklärtes Ergebnis gezeitigt. Heute müssen wir, um es zu genießen, allerdings in mehreren Punkten die ergänzende Phantasie zu Hilfe nehmen. Nach einem Brande in der Zeit Friedrich Barbarossas wurden die Säulen des Mittelschiffs prächtiger, als die Bernwardschen Würfelknaufsäulen gewesen waren, erneuert und wurde die bemalte Holzdecke ausgeführt, die einzige ihrer Art, die sich erhalten hat. Sie gehört nicht allein der Geschichte der Malerei an, sondern macht uns anschaulich, wie wesentlich auch die architektonische Wirkung durch diese Farbrhythmen mitbestimmt wurde. Von den im 16. Jahrhundert in Kriegszeit verstümmelten Querhäusern ist eines kürzlich wiederhergestellt; unter den Restaurationen unserer Tage eine der wenigen, die wir mit ungeteiltem Dank begrüßen. Das Raumbild dieses Bauteils besitzt eine Ruhe, eine Feierlichkeit, zugleich soviel Bestimmtheit in der Charakternuance, wie nur ein erfahrener und gefühlssicherer Künstler sie erreichen konnte. Die Queremporen in den Enden der Querschiffe gehen, mag sein nur indirekt, auf Fulda zurück. Die Gruppierung der Türme ist mehr rheinisch als sächsisch; auch die Anwendung von Großquaderwerk weist auf Beziehungen zum Westen.

Goslar (Abb. 42). Die im Auftrage Kaiser Heinrichs III. vom Hofkaplan Benno (S. 92) erbaute Stiftskirche St. Simon und Juda, 1050 geweiht, 1819 abgebrochen, ist in Sachsen der abschließende Bau dieser Epoche. Musterhaft regelmäßig in der Anlage, kreuzförmiger Ostbau, Langhaus stützenwechselnd in einsäuligem Rhythmus, im ersten Doppelchor und zwischen ihnen ein ungewöhnlich tiefes Portal.

Münster i. W. Der vom Bischof Dodo (967-993) begonnene Dom lebt wahrscheinlich in den Grundlinien des heute bestehenden (aus 12. und 13. Jahrhundert) fort. Trifft diese Annahme zu, so ist er im nördlichen Deutschland unter allen ottonischen Bauten der größte. Die Anlage mit Doppelchor und Doppelquerschiff weist auf jene Zeit.

Paderborn. Neben dem Dom, dessen Westbau wir an früherer Stelle (S. 81) besprochen haben, errichtete im Jahre 1017 Bischof Meinwerk die noch bestehende Bartholomäuskapelle (Abb. 118, 119). In ihr wird vorgreifend ein Bausystem versucht, das allerdings viel später erst in Westfalen allgemeine Verbreitung finden sollte, der gewölbte Hallenbau. Nach dem Prinzip, an das man durch die Krypten gewöhnt war, erhalten die drei Schiffe gleiche Scheitelhöhe. Wenn aber in den Krypten, der Natur des Kreuzgewölbes gemäß, alle Gewölbegrundrisse unter sich gleich und zwar streng quadratisch sind, so wurde hier um des räumlichen Rhythmus willen es gewagt, das Mittelschiff durch größere Breite auszuzeichnen, mithin die quadratische Grundform preiszugeben. Die Gewölbe sind denn auch nicht Kreuzgewölbe, sondern Hängekuppeln zwischen schwach ausgeprägten Gurten. Der Querschnitt ist verhältnismäßig schlank, und als

Stützen sind Säulen gewählt. An den Kapitellen (Abb. 237) ist das Blattwerk plastisch besser behandelt als z. B. in Gernrode, aber vom korinthischen Vorbilde noch freier abweichend. Zu beachten ist der zwischen Kapitell und Gewölbefuß eingeschobene Kämpferaufsatz, wie ihn auch Corvey und Hildesheim und in reduzierter Form Gernrode kennen. Merkwürdig, wie gerade dieses in der Antike nur unter begrenzten Bedingungen auftretende Motiv — in der Renaissance hat Brunelleschi es wieder aufgenommen — der sächsisch-westfälischen Architektur der Frühzeit sich so tief eingeprägt hat.

Essen (Abb. 129). Heute wird man zwischen den rauchenden Schloten der modernsten Industriemetropole ein edles Bauwerk der Ottonenzeit zu finden schwerlich erwarten. Das vornehme und begüterte Frauenstift hatte am Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts nacheinander eine Enkelin und Urenkelin Ottos des Großen zu Äbtissinnen. Der frühromanische Bau ist im 13. Jahrhundert gründlich umgestaltet worden. Er war durch eine in Sachsen damals noch nicht erreichbare Feinheit der Behandlung ausgezeichnet. Wohlerhalten ist der Westbau mit zweigeschossiger Nonnenempore. Seine fast gesucht künstliche Raumdisposition reduziert den Aachener Zentralbau auf ein Halbpolygon. Auch das Langhaus hatte Emporen über den durch tiefe Nischen gegliederten Seitenschiffen. Im Detail herrschen antike Reminiszenzen vor, vereinzelt finden sich aber zwischen ihnen auch schon Würfelkapitelle. Ausnahmsweise erhalten hat sich der offene Vorhof. Dieses altchristliche Motiv dürfte in Westdeutschland bis zum 11. Jahrhundert für größere Kirchen obligatorisch gewesen sein. In Sachsen scheint es keine Aufnahme gefunden zu haben.

Köln. Den Namen des »heiligen Köln« hat es sich reichlich verdient, die eine Stadt umschließt mehr romanische Kirchen als manche ausgedehnte Provinz. Für den ersten Anblick tragen die meisten derselben das Gepräge des 12. und 13. Jahrhunderts. In Wahrheit war schon in dem Jahrhundert vom Regierungsantritt des Erzbischofs Bruno (953) bis zum Tode des hl. Anno (1075) die Bautätigkeit sehr groß. Es bedarf eines archäologisch geschulten Blicks, um unter der jüngeren Schicht die Spuren der älteren wiederzufinden. Wie es scheint, gehörte die Neigung zu gruppierenden Anlagen zum Urcharakter der kölnischen Architektur. Schon der karolingische Dombau hatte zwei Chöre und zwei Querschiffe. Ihm folgten darin zu Ende des 10. und zu Anfang des 11. Jahrhunderts St. Pantaleon, St. Aposteln, St. Andreas. Als Ganzes erhalten und durch spätere Zusätze im ursprünglichen Charakter wenig verändert ist nur Sta. Maria im Kapitol, im Grundriß wiederum reich gruppiert, aber nach einer aus dem Rahmen der gewohnten deutsch-romanischen Typen völlig herausfallenden Idee. Wir müssen an anderer Stelle von diesem viele architekturgeschichtliche Rätsel aufgebenden Bau eingehend sprechen. — Ein anderer

Bau des hl. Anno, die Kirche St. Georg, tritt ebenfalls aus dem landesüblichen Formenkreise heraus und bequemt sich, was nicht bloß dem Kunsthistoriker interessant ist, den Baugewohnheiten des mächtigen burgundischen Reformklosters Cluny an. Ob in Annos Lieblingsstiftung Siegburg dasselbe der Fall war, läßt sich heute nicht mehr entscheiden.

Trier (Abb. 85). Als Domkirche diente ein Bau aus der letzten Zeit der Römerherrschaft, nicht vor 376. Seine ursprüngliche Bestimmung ist ungewiß. Es war ein großer Zentralbau, abgeleitet aus dem Quadrat, in den Umfassungsmauern 40:40 m, in der Mitte ein kleineres, durch vier gewaltige Granitsäulen markiertes Viereck von 20:20 m, die Säulen unter sich und mit den Umfassungsmauern durch Bögen verbunden, darüber eine flache Holzdecke. Der Bau hatte manche Beschädigungen erlitten, in der Völkerwanderung und durch die Normannen, aber seine Substanz bewahrt, bis Erzbischof Poppo (1016—1047) eine Erweiterung unternahm. So entstand die noch heute vorhandene, mit keiner andern deutschen Kirche zu vergleichende Anlage. In symmetrischer Wiederholung der vom römischen Bau vorgezeichneten Einteilung gab sie einen dreischiffigen Bau mit Wechsel von schmalrechteckigen und quadratischen Feldern, über den Seitenschiffen vielleicht mit Emporen, die Decke jedenfalls flach. Der damit gewonnene kontrastreiche Rhythmus mußte dem frühromanischen Stilgefühl besonders zusagen, während als römisches Erbteil eine Weiträumigkeit ohnegleichen bewahrt blieb. Das 13. Jahrhundert hat Gewölbe hinzugefügt. Die Westfassade zeigt fast unverändert das Bild des popponischen Baus (Abb. 147).

Am Mittel- und Oberrhein folgten sich in kurzen Zeitabständen die Dome von Mainz (975), Worms (nach 1000), Straßburg (1015), Speier (um 1030). Sie sind alle durch beträchtliche Abmessungen ausgezeichnet. In Mainz haben sich vom ottonischen Bau Reste erhalten, welche die in Abb. 137 gegebene Rekonstruktion rechtfertigen. In Straßburg ruht der heutige, d. i. spätromanische und gotische Bau auf den unveränderten frühromanischen Fundamenten (Abb. 32). Er hatte das lateinische Kreuz noch nicht rezipiert; der Chor schließt unmittelbar an das stark ausladende Querschiff an, folgt also einem, ungewiß wie vermittelten karolingischen Typus (vgl. Fulda und Hersfeld), auch besitzt er keinen Westchor, der weiter rheinabwärts und in Sachsen um diese Zeit allgemeiner Brauch war, dafür eine Westfassade mit Doppeltürmen, die eine nach außen offene Vorhalle zwischen sich haben. Das Innere war eine breiträumige Säulenbasilika. — Imponierte schon das Straßburger Münster durch die Größe seiner Abmessungen, so wurde es darin bald überboten durch den Dom von Speier. Wie wir ihn heute vor uns sehen, ist er das Werk zweier, allerdings sich nahe berührender Bauzeiten und zweier grundverschiedener Bauideen. Der von Konrad II. begonnene, von Heinrich III. vollendete Dom war eine Pfeilerbasilika mit flacher Decke, der von Heinrich IV. um-

gebaute wurde ein Gewölbebau. Aus diesem Umbau läßt sich aber noch der Urbau herauschälen. Seine Betrachtung werden wir indessen am zweckmäßigsten bis zur Schilderung des Umbaus hinausschieben. Nur der majestätischen Krypta ist schon hier zu gedenken (Abb. 111, 113). Sie ist, wenn auch später Ausbesserungen nötig wurden, im wesentlichen als Bau Konrads II. anzusprechen. Wir könnten uns keine Architektur denken, die zu dem Bilde dieses männlich schlichten und starken Herrschers, wie die Geschichtschreiber und seine Taten es zeichnen, besser passen würde. Diese Krypta ist eine wahre Unterkirche mit sieben Altarnischen, den ganzen Raum unter dem Chor mitsamt dem Querschiff umfaßt sie und ist so hoch gewölbt, daß der Fußboden des Querschiffs 4 m über dem des Langhauses liegt. Etwas später wurde an der Westseite der Krypta die Grabkammer angelegt, in der die Salier und mehrere Staufer bestattet sind, darüber der Königschor, auf dem während des Gottesdienstes die Fürsten Platz nahmen; neun Stufen führen zu ihm hinauf und weitere neun zu den Sitzen der Bischöfe und der Geistlichkeit; mit der Anlage einer Krypta verband sich immer der zweite Zweck, eine Schaubühne für die aktuellen Handlungen zu gewinnen; so großartig wie hier ist die Aufgabe nie wieder gelöst. — Konrad II. hat dann noch die Klosterkirche Limburg am Abhang des Hardtgebirges erbaut, auch als Ruine noch von eindrucksvoller Schönheit; die gewaltigen Säulen des Langhauses haben attische Basen von fast antiker Zeichnung und tragen Würfelkapitelle, die ersten in Süddeutschland nachweisbaren. — Unter gleicher Bauleitung wurde das durch einen Brand beschädigte Kloster Hersfeld in Hessen wiederhergestellt; die karolingischen Umfassungsmauern blieben bestehen (vgl. S. 48), der Langchor wurde jetzt hinzugefügt. — Eine Wiederholung des Hersfelder Grundrisses zeigt der Dom von Würzburg; für das 12. Jahrhundert, in das man ihn zu setzen pflegt, ist dieser Grundriß schwer erklärlich. — Am Dom von Bamberg ist die Anlage des Gründungsbaus von 1004 in allen jüngeren Erneuerungen bewahrt geblieben.

Weit ärmer an Bauten des 10. und 11. Jahrhunderts als die bisher betrachteten Landschaften ist die Denkmälerkarte Oberdeutschlands. Die dem alten Bestand gefährliche Baulust der Spätgotik und des Barock trägt nur einen Teil der Schuld daran, ohne Zweifel waren Schwaben und Baiern in der frühromanischen Epoche zurückgebliebene Landschaften. Die Anlagen beharren mit seltenen Ausnahmen bei altertümlicher Einfachheit: querschifflose Basiliken mit dreifachem Apsidenschluß. Die kompliziertere Anlage des Domes von Augsburg (begonnen 994, Abb. 37) geht auf rheinische Vorbilder zurück; übrigens ist der Bau in gotischer Zeit stark überarbeitet worden. Unmittelbare Anschauung von frühromanischer Bauweise gewinnen wir nur an zwei weit von einander entlegenen Punkten des ausgedehnten Gebietes, am Bodensee und in Regensburg. Das vom hl. Pirmin 724 gegründete Inselkloster Reichenau war von den Karolingern ab

bis zum Ende des 11. Jahrhunderts der Mittelpunkt des literarischen und künstlerischen Lebens im alemannischen Südwesten. Der Klosterbezirk umfaßte außer der Hauptkirche Mittelzell die Stiftskirchen St. Georg in Oberzell, St. Peter und Paul in Niederzell, St. Adalbert und die Pfarr- und Taufkirche St. Johann. Die beiden letztgenannten sind abgebrochen, die drei ersten stehen noch aufrecht, etwas grau und unscheinbar geworden, aber von jüngeren Zutaten wenig berührt. Auf ihre vielumstrittene Baugeschichte brauchen wir nicht näher einzugehen. Ein Duft von Altertümlichkeit entströmt ihnen, wie er so rein uns nicht oft zu genießen gegeben wird. Das ist das Beste, was sich von ihnen sagen läßt. In der Bescheidenheit ihrer Anlage und Ausbildung können sie sich mit den rheinischen und sächsischen Bauten nicht messen. Im Mittelzeller Münster gehört das westliche Querschiff nicht dem Urbau an, es wurde 1048 hinzugefügt. — Von dem Aufschwung, den das Bauwesen in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts nahm, ist Zeuge der Dom von Konstanz (seit 1052). Er hat sich in der Hauptsache erhalten, wenn auch die spätgotische Überarbeitung den Eindruck stört. Bauherr war Bischof Rumold, vorher Propst am kaiserlichen Stift in Goslar, zur Zeit als Kaiser Heinrich III. den dortigen Dom errichtete. Es wäre seltsam, wenn er nicht auch die andern großen Bauten der Salier gekannt hätte. Ihnen verdankt der Dom am Bodensee seinen regelmäßig kreuzförmigen Grundriß mit zwei Westtürmen, seine aufstrebenden Raumverhältnisse, seine stolzen Säulenreihen, deren achtseitige Kapitelle aus Goslar entlehnt sind. Den belebenden Einfluß des Konstanzer Doms lassen in der Nachbarschaft die Säulenbasiliken von Petershausen, Stein am Rhein, Schaffhausen erkennen.

Auf der weiten Strecke vom Bodensee bis zum Inn ist nichts übrig geblieben, schon das 12. Jahrhundert hat hier vieles Alte durch Neubauten ersetzt, die ihrerseits wieder von der großen Bautätigkeit der Barockzeit verschlungen sind. Erst in Regensburg stoßen wir auf eine reichere Hinterlassenschaft aus den frühromanischen Jahrhunderten. Die Blütezeit lag unter den Herzögen aus sächsischem Stamm, besonders unter Heinrich II., dem nachmaligen deutschen König. In seine Zeit fällt die Erbauung des Vorgängers der heutigen Domkirche. Die jüngsten Ausgrabungen haben eine Pfeilerbasilika von beträchtlichen Abmessungen nachgewiesen; merkwürdig ist die westliche Lage des Querschiffs, die, wie auch in Augsburg, vermutlich auf Mainz, indirekt auf Fulda, zurückzuführen ist. Aufrecht steht noch die Kirche des wichtigen und reichen Klosters St. Emmeram. Die ringförmige Krypta gehört dem Gründungsbau des 8. Jahrhunderts. Demselben auch die Umfassungsmauern des Langhauses zuzutrauen ist bedenklich. Der durch die Barockdekoration nur leicht verschleierte Pfeilerbau des Mittelschiffs wird am ehesten in die Zeit Heinrichs II. zu setzen

sein. Das Querschiff, westlich wie am Dom, wurde um 1050 hinzugefügt. Die gleiche Anordnung wiederholt sich am Obermünster. Beide Kirchen sind turmlos. — An die römische Stadtmauer angelehnt ist die bischöfliche Pfalzkapelle St. Stephan (Abb. 115), ein Gewölbebau mit tiefen Nischen in den Umfassungsmauern. Dieselbe Konstruktion, offenbar nach römischen oder frühchristlichen Mustern, zeigen die Westkrypta von St. Emmeram und die bischöfliche Burgkapelle auf Donaustauf. Außer den bemerkenswert fein und elegant profilierten Kämpfergesimsen kommen Schmuckformen nicht vor, die Dekoration war der Malerei überlassen.

Es ist nur ein aus Bruchstücken zusammengesetztes, an vielen Stellen blaß gewordenes Bild, das wir von der frühromanischen Baukunst gewinnen können. Aber die Umrisse sind klar. Eine wirklich deutsche Baukunst ist entstanden. Gespeist zwar aus dem Formenmaterial der christlichen Spätantike, doch lebhaft ergriffen von anderm eigenen, von der Antike sehr verschiedenem Gefühl für Rhythmus und Proportion. So vieles im Frühromanischen noch rauh und primitiv ist, stark ist der Wille zum Monumentalen. Alle räumlich größten Bauwerke des romanischen Stils gehören der Frühzeit an. Dazu ein in der altchristlichen Architektur unbekannt gewesener Gestaltenreichtum. Noch ein großes Problem verblieb der Zukunft zu lösen: die Verbindung des Raumbildes der Basilika mit der in Stein gewölbten Decke.